

Rainer B. Jogschies

21 Hamburg 90

Reportagen
aus einem Stadtteil

Nachttischbuch

Originalausgabe

© Nachttischbuch, Berlin 2013

Alle Rechte liegen beim Autor. Gerichtsstand ist Berlin bzw. Hamburg.
Nachdruck und jegliches Kopieren, auch auszugsweise und digital, ist ohne vorherige,
schriftliche Genehmigung des Verlages nicht gestattet und honorarpflichtig.

Illustrationen: Vandam, Bruchlos, Gräf, Jogschies

Fotos: Hadler, Heinrich, Henrici, Hollander, Jogschies, Junius, Paysen

Coverfoto und Harburg-Fotos: Rainer Jogschies

Gestaltung: Vandam, Berlin; **Druckberatung:** Rolf Paysen, Hamburg

Kontakt: info@nachttischbuch.de

Satz: Natibu, Hamburg; **Herstellung:** Books on Demand, Norderstedt
Printed in Germany

Bibliografische Informationen

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Bibliographic information published by Deutsche Bibliothek: Die Deutsche Bibliothek lists this publication in the
Deutsche Nationalbibliografie; detailed bibliographic data are available at <http://dnb.ddb.de>.

Information bibliographique de Die Deutsche Bibliothek: Die Deutsche Bibliothek a répertorié cette publication
dans la Deutsche Nationalbibliografie; les données bibliographiques détaillées peuvent être consultées sur In-
ternet à l'adresse <http://dnb.ddb.de>.



ISBN-10: 3-937550-22-4

ISBN-13: 978-3-937550-22-0



**Bd. 2 der Reihe
*Hermes' Wege***

Diese Veröffentlichungsreihe befasst sich mit den Zusammenhängen von Politik, Medien und Gesellschaft.

Der vorliegende, zweite Band bietet ehemaliges Pressematerial in überarbeiteter Form, um die verbreitete These abwägen zu helfen, die „Mediengesellschaft“ werde mittels einer „Ökonomie der Aufmerksamkeit“ informiert. Die „globalisierten Medien“ würden aus der „Nachrichtenflut“ für den Bürger das „Wichtige“ auswählen.

So sollen Ansatzpunkte für ein anderes Verständnis der Zusammenhänge zwischen Aufmerksamkeit und Vernachlässigung, Sensation und Alltag sowie „Ökonomie“ und Demokratie gewonnen werden.

Inhalt



1

Harburger gegen den Rest der Welt

Von Clowns und anderen Helden	10
Kopfüber	17
Rabentrufe	31
Das Kreuz mit dem Gewissen	37
Sauberer Mann vom Dienst	44
Menschen am äußersten Rand des Zwanzigsten Jahrhunderts	52
Die Erde wird eine Scheibe	73
Das Maß, auf das der Mensch schrumpft	81
Warten im Garten	95
Eigener Bedarf	101
Guter Stern	108
Schnitte	115

2

Harburg als Rest der Welt

Untertan	124
Hinterm Schreibtisch	135
Zimmer mit Auto	141
Fahrerfluchten	150
Umgehen	155
Grüne Beule	159
Minuten für Milliarden	168
Kleinod Technologiezentrum	171
Trümmer feiern	175
Blauer Planet	181

3

Alles wird schön um Harburg

Ein unerbetenes Grußwort	185 - 211
Bild-Hinweise	212
Über den Autoren	213
Verlagshinweise	214

Menschen am äußersten Rand des Zwanzigsten Jahrhunderts

Manchmal ändert sich die Welt so schnell. Man kann es gar nicht sehen. Eben war sie noch so wie gewohnt, schon ist alles anders. Weg ist, was man sah. Da ist, was man vorher nicht sah. Wer kann das schon vorhersehen!

Nachsehen hilft dann nicht mehr, besonders wenn man ohnehin das Nachsehen hat. Da nützen keine alten Fotos, die man auf den Schoß legt. Sie sind nicht mehr zu deuten, weil sie immer den falschen Zeitpunkt zeigen. Einen, an dem es schon zu spät oder noch zu früh ist. Einen, an dem der Blick verstellt oder zurück nicht mehr möglich war. Zudem weiß man schon nicht mehr so genau, was denn da auf den Fotos zu sehen ist, weil die Gefühle Streiche spielen. War es wirklich so schön, was man mit dem Innersten sah? Oder übersah? Was steckte noch gleich hinter dem, was nun auf Papier belichtet oder an die Wand projiziert wurde? Das Herz müsste mitbelichtet werden!

Ach, gäbe es doch nur Polaroids für die Seele! Es wäre das zu sehen, was im Augenblick des Geschehens schon vorbei war – und doch wäre es wohl erinnerlich, obwohl es fast so schnell vorüber ging als wäre es nie geschehen.

Eigentlich lohnte es sich wahrscheinlich am ehesten, nur das Ungeschehene ausgiebig im Innern zu betrachten, so zu beäugen, als wäre man selber mal schnell daran vorbeigeeilt: ohne es bei Zeiten genügend zu beachten. Sonst verfällt man rasch in Kummer über Geschehenes oder Vertanes.

Schlimmer noch ist es, wenn man nach eigener Meinung richtig tat, was man tun wollte, musste oder konnte. Wenn dennoch alles weg ist, ganz so wie beim Vertanen – und nicht einmal Seelenpolaroids blieben. Wenn es sie denn gäbe!

Oder gibt es sie? Menschen sind ja vielleicht solche Abbilder? Sie zeigen, was keine Kamera je erfassen kann. Sie sind, was sie waren und sein werden – in jener Sekunde, in der sie im Bild sind, in der Sekunde, in der andere sehen, dass etwas von ihnen bleiben wird, wenn längst alles andere vergessen ist. Diese wenigen Minuten wirken nur durch sie.

Man kann sie sehen und – wenn man Glück hat – durch sie hindurch auf das, was sonst nicht zu sehen wäre. Oft erst dann, wenn sie sterben. Dann ist es zu spät.

Man müsste Menschenlesen können. Einige Menschen begreifen das nicht; sie kämen nie im Leben darauf, sich für möglicherweise un- oder unterbelichtetes Fotopapier zu halten. Sie sind nicht dumm, aber sie glauben wohl, nur die Dinge sterben. Sonst würden sie ihren Tod bereits im Sterben der Dinge um sie herum sehen: Wie sie verschwinden ohne die geringste Erinnerung – und ohne das Licht des Morgens, die Sonne des Frühlings, den Schatten der Bäume im Sommer, die leuchtenden Blätter im Herbst und das Glitzern des Schnees.

Manche haben es nie gesehen. Und sie werden es nie sehen: Weil dann alles schon verschwunden ist, was sie nicht gesehen haben.

So war das mit einem ganzen Dorf, einem der wenigen Dörfer am Rande der *Hansestadt Hamburg*, einem der letzten im ohnehin rändischen Stadtteil Harburg: Altenwerder. Es verschwand, ehe es die Welt so recht gesehen hatte.

Es lag nahe Finkenwerder, Francop und Moorburg. Pralles Obst, saftige Wiesen und üppige Gärten umsäumten die kleinen Häuser, Bäche schlängelten zwischen den Feldern, hin zum Strom. An dessen Ufer landeten morgens die Fischer von ihrem Elbfang an.

An einem solchen Ort kennen sich alle. Außerhalb kennt sie kaum einer. Nicht, wer sie sind, und nicht, was sie waren.

Wer kannte ihn? Den Heimatdichter, nur mal so beispielsweise. Ich erzähle ihm von meiner Polaroid-Idee. Er seufzt, so als schnäuze er sich. „Man wird hier systematisch mürrisch gemacht.“ Auch keine Antwort ist eine gute Antwort.

Eigentlich hat Wilhelm Mohr Drucker gelernt. Seit seiner Pensionierung 1976 ist der inzwischen 68-Jährige damit beschäftigt, nun seinen Berufskollegen Arbeit zu geben: Er verfasst Heimatgedichte. Seine Bücher, gesalzen mit Umweltschutzgedanken, gibt er im Eigenverlag heraus. Ihn erreichen Bestellungen sogar aus Amerika, Kanada und Holland von dortigen plattdeutschen Vereinen.

So sind sie in der Ferne, sehnsüchtig. So ist auch er, zuhause.

Als Vorsitzender des *Heimatvereins Francop* geht es ihm allerdings wie in seinen Gedichten um mehr als nur das Althergebrachte, die verschwundene Tradition und die peinliche Nostalgie. „Was der Senat hier diktatorisch anordnen möchte, ist kleinlich gedacht. Häfen gehören an die See, nicht mitten ins Land, hundert Kilometer von einer Flussmündung. Bei europäischem Denken ist die geplante Hafenerweiterung hier längst überholt. Es gibt doch schon große Häfen: in Belgien, in Holland, in Bremerhaven ...“

Wilhelm Mohr leidet unter der Zerstörung der Welt vor seiner Haustür. Ihre Zerstörer nennen sie allerdings bloß noch „Umwelt“. Es gibt für jene keine Welt – allenfalls lästige „Umwelt“. Denn Zerstörer sind immer der Mittelpunkt. Alles andere ist nur „um“ sie. Alles um sie herum ist also allenfalls noch Beiwerk, das auch mal „weg kann“, wenn es „weg muss“.

Da stört sie mal vielleicht ein seltenes, ufernahes Becken, in dem sich Süß- und Salzwasser mischen; beispielsweise, weil ein weiteres Flugzeugwerk darauf gebaut werden könnte, das seit der Nazizeit sowieso immer schon und wieder „zu klein“ gewesen ist. Da stören plötzlich mal weidende Kühe, wo zehntausende Autos täglich auf breiten Bahnen auf einer riesigen Betonbrücke über dem moorigen Land dahinbrausen könnten – dort sollen statt knorriger Weiden bald wuchtige Stahlstelzen für Transportrohre auf den Wiesen stehen.

Überhaupt stört sie solche Heimat. Schon über das Wort „Heimat“ müssen sie lachen. Die steht doch stets im Weg, wo alles nur noch „durchgeleitet“ werden soll! Wo das Wegkommen das Wichtigste ist.

Nur nicht stehen bleiben! Das Wegkommen ist der Fortschritt. Das Ankommen ist längst aus den Augen verloren.

Wilhelm Mohr versteht genau das nicht: „Das Mühlenberger Loch in der Elbe wollen sie uns zuschütten, das letzte Süßwasser-Rückzugsgebiet für seltene Vögel und Fische. Die Moorautobahn A 26 soll sich hinter dem Haus durch die Landschaft fressen. Und bis 1983 soll eine riesige Pipeline entlang der Elbe als neuer Transportweg fertiggestellt sein. Jetzt sollen die Elbdörfer auch noch mit Kanalisation beglückt werden! Obwohl unsere Entwässerungsgräben sauber genug sind! Pro Haushalt wird das voraussichtlich 35.000 DM kosten. Damit wollen sie uns systematisch kaputt machen.“

Wilhelm Mohr erfährt durch seine intensive schriftstellerische Beschäftigung mit der Vergangenheit der Elbdörfer die Änderungen besonders leidvoll. „Die Luft ist durch *Reynolds* und die *Hamburger Stahlwerke* übel geworden. Das Klima hat sich durch die Abdämmung der Alten Süderelbe nachhaltig verändert. Das kann so nicht weitergehen.“

So wie viele seiner Nachbarn freut er sich in diesen Tagen an jedem noch so kleinen Erfolg der Fischer von nebenan, die mit Demonstrationen auf der Elbe und im Hamburger Hafen auf das Flussterben und den brutalen Betonierungswahnsinn aufmerksam machen. Ihre Fische dürfen sie nicht mehr vermarkten, weil die zu vergiftet sind. Mohr runzelt die Stirn. „Die Wohnqualität ist in Altenwerder und in Moorburg zwar äußerlich recht schlecht geworden, aber ich möchte hier nicht fort. Ohne Pathos: Ich will hier sterben.“

Außerhalb, da draußen in der so fortgeschrittenen Welt, wo der Weg das Ziel ist, es also kein Ziel mehr gibt, sondern nur noch Wege, da kennt keiner mehr solche Menschen. Sie scheinen fort, ohne dass noch ein Schritt von ihnen zu sehen wäre. Wer kennt den Zimmermann beispielsweise noch?

Harald Olsen, 50, trägt am liebsten seine Handwerkerkluft, auch abends, auch sonnabends. Er ist eben stolz auf seinen Beruf. Der knorrige, kleine Mann ist früh gealtert. Warum, erzählt sein Gesicht. Es ist traurig und trotzig; es ist schon älter als sein Körper. Noch fühlt er sich jung. „Den Sturm vom Senat werd' ich schon überstehen“, sagt er laut zu sich selbst. Er glaubt sich. Aber wer glaubt es ihm schon, der nichts und niemandem mehr glaubt?

Er hat „auf dem Bau“ gelernt, alles, auch „nicht mit seiner Meinung zurückzuhalten“: „Den Herren Senatoren werden wir schon die Wacht am Rhein blasen!“ Das sagt er so, als müsse man das auch an der Elbe gleich verstehen – und auch so, als würde es wahr. Als könne es gar nicht anders kommen. Es ist ja kein majestätisches „Wir“ in dem saloppen Satz – aber solch eines, das die Hoffnung nährt, der kleine Mann, der Olsen wörtlich ist, werde sich mit den Seinen irgendwann noch durchsetzen können.

Wer durch Moorburg fährt, findet Olsens klein Häuschen sofort. Nicht etwa, weil daran Zimmermannsarbeiten in auffälli-

ger Güte zu besichtigen wären. Nein, Harald Olsen hat in letzter Zeit lieber überall Bretter mit bunten Parolen angenagelt. So wurde es eine Villa Kunterbunt seines Widerstands. Sein Handwerk ruht indes, weil ihm „die Politik“ an die Substanz und an die Seele geht. Harald Olsen will „sein“ Moorburg nicht verlassen. Deshalb bäumt sich der gebeugte Mann auf: „Ich hab mein Häuschen schuldenfrei! Miete will ich bei den heutigen Preisen nicht zahlen müssen.“

Frau Olsen sucht die vier Kinder, weil der Fotograf Sebastian Kusenberg die wackere Familie in Ruhe und in ihrer Umgebung ablichten will – kein Polaroid, sondern ein sorgsam aufgenommenes Bild für eine Schwarz-Weiß-Reportage. Es finden sich mit Mühe drei der Racker. Aber das Dorf ist klein, und so laufen nach und nach statt des Vermissten einige Jungen und Mädchen aus der Nachbarschaft hinter Frau Olsen zusammen. Der Fotograf überlegt achselzuckend, ob er das Weitwinkelobjektiv einschrauben solle.

Harald Olsen hat noch eine Idee: „Wollen sie nicht auch mit aufs Bild?“, ruft er einer vorbeikommenden Nachbarin munter hinterher. „Nein, nein, ich war doch grad im Fernsehen“, ruft sie panisch zurück und ist im Nu verschwunden. Keine Spur mehr von ihr. Der Körper entweicht geisterhaft auf einem klapprigen Rad.

Die Moorburger haben „schon was auszuhalten“, stöhnen sie. Die „Medienfritzen“, wie sie sagen, gäben sich ihre Türklinke „doch gegenseitig in die Hand“. Nicht, weil sie so interessante Menschen wären. Sondern weil es gegen „die da oben“ ginge. Doch „die da oben“ schweigen. Jedenfalls hört man unten nicht viel. Immer nur, wenn es „zu spät“ ist. „Ist doch allens Blödsinn, wat die da plan‘. Die Hafenerweiterung ist doch kein Fortschritt. Für mich ist das ein kolossaler Niedergang!“ Es ist so „kolossal“, dass es Harald Olsen ziemlich „persönlich“ nimmt. Er engagiert sich. So gut er kann. Aber er merkt dabei, dass „Faulheit das Grundübel der Politik“ ist. „Die ham im Harburger Bezirksparlament kaum die Hand hochgekriegt, als sie über unser Schicksal abgestimmt haben“, schnarrt er. Das faltige Gesicht wellt sich noch mehr. Gerne spielt er eine Tonbandkassette von diesen „historischen zehn Sekunden“ vor. Man braucht es nicht zu sehen, es bedarf keiner historischen Momentaufnahme, keines gestellten Fotos.

Man hört es: Ein Bezirksversammlungsvorsitzender nuschtelt die Schularbeiten herunter. Man möge „abstimmen gemäß Antrag“ Pipapo zur „Hafenerweiterung“ erst in Altenwerder, dann in Moorborg. Die Abgeordneten absolvieren die Pflicht mit einigem Rascheln, wie es in einer Klasse kurz vor der Pausenklingel entsteht. Als würden sie ihre Heftlein einpacken. Sonst kein Ton.

Das sei damals auch im „Freien Radio“ zu hören gewesen, dem Sender, „dessenwegen doch die Peilwagen der Post durch Harburg fuhren“; keiner wisse, wer das aufgenommen habe, wo doch jede Tonaufnahme verboten gewesen sei. Im „richtigen Radio“ wurde hingegen „all das Gesabbel“ vorab gesendet, die vorgeblich großen Pläne vom großen Hafen, aber nicht die Sekunden, als es ernst wurde. Da war Stille. Ganz kurz nur ...

Einige Sekunden, dann war das Dorf planerisch weg. „So schnell lassen wir uns in Moorborg nicht vertreiben“, sagt Olsen. Er steht breitbeinig. Seine Frau wuselt im Garten. „Wir haben hier die Flut ausgehalten. Den Sturm vom Senat werd' ich auch noch überstehen.“

Und auch andere kennt man außerhalb wenig. Den Pastor beispielsweise: Gerade erst vier Jahre hat Moorborg den Seelsorger. Da soll seine Kirche aus dem Dorf verschwinden! Edlef Paulsen, 44, hatte sich mit seinen vier Kindern auf ein neues Zuhause gefreut. „Ich komme selbst vom Lande. Vielleicht habe ich deshalb hier so schnell eine Heimat gefunden. Die Moorbürger sind ein besonderer Schlag Menschen. Ich habe noch nie so eine Dorfgemeinschaft erlebt. Wir sind hier mit offenen Armen aufgenommen worden.“

Pastor Paulsen predigt gerne. Es ist nicht wörtlich das, was in der Bibel steht. Und wenn schon.

Auf dem Land geht es auch anders. Da versteht man ihn auch so. Wo viele Hirten sind, da muss ein Hirte nicht mit dem Stammbuch wedeln. Er predigt einen „neuen Lebensstil“, wie er meint.

Die Moorbürger griffen „seine Ideen und Initiativen“ jedenfalls gerne auf. Für ausländische Kinder, die hier am Rande der Stadt stranden, weil die reichen Hamburger sie woanders nicht haben wollen, wurde beispielsweise ein Schularbeitszirkel organisiert. „Ehrenamtlich“, sagt er, „versteht sich.“

Denn das „gemeinnützige“ Wohnungsbaunternehmen, das im Auftrag der Stadt hier nach und nach die Häuser aufkauft und mit „Asylanten und Sozialfällen vollstopft“, hat „für sowas kein Geld“. Und „die Parteifritzen“, die sich „ein warmes Auskommen“ an der Spitze dieses Unternehmens „zugeschanzt“ haben, „denken gar nicht daran“, staatliche Hilfe auf den parlamentarischen Weg zu bringen.

„Die“ sollen ja später sowieso alle wieder weg. Dann, wenn sie unfreiwillig geholfen haben, „die Moorburger zu vergraulen“. Ihr Dorf soll nach dem Willen der „Stadtväter“ nicht ihr Dorf bleiben. Erst werden die Häuser gekauft. Dann werden die Verbliebenen auf der Straße nicht mehr mit ihren Nachbarn reden können. Sie kennen die Sprachen nicht, die plötzlich hier gesprochen werden. Sie kennen die Themen nicht, die „die“ berechnen. Die arbeiten woanders, wenn sie überhaupt Arbeit finden oder „arbeiten dürfen“, was „Asylbewerbern“ beispielsweise „untersagt“ ist.

Pastor Paulsen ist nicht grimmig darüber, wie es kommt. Es sei eine Herausforderung. „Wir haben hier ja auch kein Altenheim oder ein Jugendhaus. Aber ich züchte Ponys, aus Hobby, hinterm Gemeindehaus. Damit können die Kinder noch spielen.“ Er strahlt. „Das klingt jetzt vielleicht nach romantischer Verklärung. Aber als Christen dürfen wir die Schöpfung nicht zerstören. Hier habe ich einen aktuellen Auftrag. Denn die gewachsene Dorfgemeinschaft ist in unserer Zeit ein hohes Gut.“

Paulsen sagt das so rundheraus. Und er meint es auch so. Nicht wie die anderen weltlichen Schöpfungsbewahrer, die seit langem wieder von „hohen Gütern“ reden, von „Wertewandel“ und „neuem Konservatismus“, der sich „mit der Ökologie versöhne“, vom „Gewachsenen“, von „der Heimat“ und der „Gemeinschaft“ – und die täglich alles tun, um genau das zu verschern. Jene handeln bloß mit diesen Gefühlen. Die sind Geld wert, selbst und gerade dann, wenn man sie verkauft.

Edlef Paulsen erfährt das jeden Tag. Allerdings nicht, wenn er in die Zeitung sieht und liest, was die Parteien in der *Harburger Bezirksversammlung* gerade wieder „ausgeheckt“ haben.

Er hat sich „um anderes zu kümmern“: um die Menschen. Denn er muss auch jene betreuen, die bereits gegangen sind oder vertrieben wurden: die Altenwerderaner. Ihr Dorf ist bereits abgerissen. Ihre Obstbäume und Gemüseärten sind mit giftigen

Sanden aus der Elbe zugeschüttet. Nur die Kirche Altenwerders steht noch: inmitten einer Wüste aus schwermetallhaltigem Schlick. Er „betreut“ diese „Umgesiedelten“, die noch den Friedhof aufsuchen oder in den Gottesdienst kommen, obwohl sie längst in der Plattenbau-Trabantenstadt Neuwiedenthal an Harburgs Rand wohnen.

Doch welchen Trost gibt es, wenn jemand seine Seele verloren fühlt? „Das Leid dieser Leute ist unvorstellbar. Wie gern würden manche zurück!“ Seine Gemeinde in Moorburg gibt der Pfarrer schon deshalb „noch lange nicht“ auf. Solange die Kirche im Dorf bleibt, will er „sich engagieren“.

Die lokalen Politiker schelten so etwas als „Kirchturmpolitik“. Gemeinhin würde doch wohl eine „Politik“ so genannt, die kleinlich nur das eigene Wohl kennt, aber keine großen Zusammenhänge – von der Spitze aus – sieht.

„Als die Medien sich des Themas annahmen, haben sie erst ‚ganz objektiv‘ über die Notwendigkeit der Räumung berichtet. Vor Ort haben viele Journalisten dann bemerkt, dass die wahre Kirchturmpolitik im Hamburger Rathaus gemacht wird. Da ist nichts so objektiv, wie es uns als Notwendigkeit verkauft wird. Daher schreiben so viele nun scheinbar für uns – weil auch ein Teil ihres Lebens zerstört werden soll.“

Heiliger Zorn flammt auf und verraucht gleich wieder. Paulsen ist kein Eiferer. Aber mal aufregen kann er sich schon.

Er will „das Thema nicht ruhen lassen“. Deshalb spricht er überall, wo er hinkommt, an, „wo er herkommt“ – und dass er da „eigentlich nicht weg“ will. „Auf dem nächsten *Kirchentag*, in Hamburg, da wird sich eine Arbeitsgruppe mit dem Problem befassen.“

Dafür wird Edlef Paulsen, der Dorfpastor, schon sorgen, nämlich ausgerechnet in der Arbeitsgruppe „Kirche in der Großstadt“. Denn das Motto des *Kirchentages* von 1981 ist sein Lebensmotto: „Fürchtet Euch nicht!“

Und wer kennt außerhalb schon eine Dorflehrerin? Keine zwei Stunden Ruhe habe sie in letzter Zeit bekommen, sagt sie. Von Schlaf gar nicht zu reden. Thea Bock blinzelt über ihre schmalen Brillengläser. Es ist kein nervöses Augenflackern wie es sich manchmal bei Müdigkeit einstellt. Ihre Augen sind wach. Sie suchen nach Zustimmung.

In den vergangenen zwei Wochen – „nach dem einsamen Beschluss des Senats, ein Stück Hamburg in einem Hafenbecken verschwinden zu lassen“ – hat Thea Bock all ihre Kraft darauf verwendet, dass ihr Zuhause „nicht von der Landkarte verschwindet“. Die Frau ist immerhin Erdkundelehrerin in Moorburg. „Ich hol´ nur die Leute zusammen“, sagt sie.

Tochter Andrea murrte von irgendwo hinten, wo es ständig klappt. Denn so viele Teetassen abgewaschen wie derzeit hat sie ihr kurzes Leben lang nicht. Sie lernt dabei. Millionärin wie all die Tellerwäscher in den USA wird sie dadurch wohl nie. Es ist nicht unbedingt Häuslichkeit, die der Teenager oft verkrampft lächelnd erträgt. Sie erfährt von der Mutter eine Gastfreundschaft gegenüber Fremden, die nicht hohl ist: Wer kommt, wird aufgenommen – mit offenen Armen und offenem Herzen, das gleich auf der Zunge liegt. All die Sorgen und Ängste sprudeln heraus. Zurück bleiben tief geränderte Teetassen, die Teenager Andrea mürrisch schrubbt.

In Moorburg ist das nichts Neues. Es fiel nur früher weniger auf.

Denn da war man unter sich. Und wenn einer zu Besuch kam, dann musste man nicht fürchten, dass man sich erst mit gegenseitigen Vorurteilen zu begegnen hätte. Sonst wird Gastfreundschaft schnell zur Plage.

Aber nun ist es anders. „Als beispielsweise der WDR hier drehen wollte, hatten die sich wohl mehr eine Unschuld vom Lande als Gesprächspartnerin vorgestellt.“ Thea Bock, 42, zuckt mit den Achseln. Die Frau Lehrerin ist immer zuerst gefragt worden, wenn einer „von draußen“ kam. Sie freut sich ja, wenn „jemand sich für Moorburg interessiert“. Aber es muss schon „Hand und Fuß“ haben.

Thea Bock kann Hand und Fuß wohl benutzen. Sie war früher Turnerin und bescherte der Hansestadt bei großen Sportwettkämpfen ein paar Medaillen. Die Stadt hat es ihr vergolten mit einer Sondererlaubnis, ohne den ordentlichen Studienweg Lehrerin zu werden – für Sport und Erdkunde. Das kann sie: auf dem Boden bleiben.

Sie argwöhnt gleich, wenn ihr etwas abgehoben vorkommt. In den vergangenen Jahren habe sie ihre „Illusionen über den Aufbau unserer Demokratie verloren.“

Andere im Dorf hatten so etwas gar nicht erst: „Illusionen“. Ihnen war gleich klar, dass „die da oben machen, was sie wollen“. Jeder hat so seine Weisheiten und Lebenserfahrungen.

Thea Bock trennt sich nicht gerne von ihren Hoffnungen. Aber von „den Politikern“ erwarte sie „keine Sachauseinandersetzung“ mehr: „Die haben blauäugig ihre popeligen Ideen im Kopf. Selbst wenn sie dir in Einzelgesprächen recht geben. Bei Beschlüssen stimmen sie gegen dich. Da zählen keine Argumente.“ Das hat sie erfahren müssen. „Die Thea“, wie sie im Dorf genannt wird, weiß das inzwischen leider genau.

Denn selbst außerhalb, wo sie bloß noch „die Bock“ genannt wird, gilt sie immer wieder als „Anlaufstelle“ für alles, was „mit Moorburg“ zu tun hat. Da rufe dann schon mal ein „namhafter“, aber „ungenannt bleiben“ wollender Lokalpolitiker an, um sein „schlechtes Gewissen“ irgendwie doch noch zu erleichtern: Es spräche „ja inzwischen so viel gegen die Hafenerweiterung“ – das sei ihm „mittlerweile auch deutlich“. Aber das Gespräch endete mit dem Satz: „Wundern sie sich morgen beim Zeitungslesen nicht, wie ich heute Abend abstimmen werde.“ Thea Bock kennt „solch schleimige Tour zur Genüge“: Dass da Männer „mächtig tun“ – und dann doch anderes „machen müssen“, als sie vorgeben, zu wollen. „Manchmal hab´ ich das Gefühl, dass Politiker nur begreifen, wenn Fensterscheiben klirren.“

Thea Bock kokettiert keineswegs mit „Gewalttätigkeit“. Die wird seit den Siebzigerjahren „den Alternativen“, „den Protestlern“ und „Bürgerinitiativenspinnern“ immer gleich in parlamentarischen Reden und vielen Medienberichten unverhohlen propagandistisch untergeschoben: Die Demonstration sei „ohne Zwischenfälle“, „ohne Ausschreitungen“ oder dergleichen Nichtgeschehenes „verlaufen“, heißt es dann erleichtert. So, als wäre dies der Normalfall. Das sind heutzutage „gute“ Nachrichten: zu etwas, was nicht stattgefunden hat!

Dass der Begriffsstutzigkeit und fehlenden Courage durch Steinwürfe auf die Sprünge geholfen werden könnte, hält Frau Bock für noch unwahrscheinlicher, als dass ihre Argumente durchschlagen. Unlängst machte ihr allerdings ein „sehr alter Bürger auf der Straße ein recht überraschendes Kompliment“, das sie „im Stress“ zwischen eigenem Engagement und „Demontage“ ihrer Tätigkeit „irgendwie“ aufbaute: „Mit ihnen zusammen wäre ich gern Chaot!“

Wer von außerhalb kennt beispielsweise noch den Pensionär, der am Deich wohnt? Wer, der nicht auch Pensionäre dort kennt, wo er zu Hause ist? Wer, der noch nicht vergessen hat, wie eine Straße einmal hieß, wo darauf die Häuser einmal standen, wo die Menschen darin lebten und arbeiteten. Wer sie waren. Und wo sie nun sind, da inzwischen „alles anders“ ist? Nahe dem Dorf „Moorburg“ lag „Altenwerder“. Mit dem Rad auf dem Deich gerade zehn Minuten auseinander, entlang einem natürlichen Fischteich, in dem Kinder planschten, vorbei an einem lauschigen Obsthain bis zum kleinen Elbhafen, wo Fisch direkt vom Kutter verkauft wurde.

Die Bewohner des Fischerdorfes wurden vom Hamburger SPD-Senat ohne Rücksicht auf Verluste vertrieben. Viele grämen sich in ihrer neuen Heimat, in „Neuwiedenthal“ oder „Hausbruch“. Sie beneiden die wenigen, die sich nicht haben politisch erpressen lassen – deren Haus noch nicht Bruch ist.

Zu jenen wenigen, den letzten Altenwerderanern gehört Johannes Boelke. Er ist 72 Jahre alt. Ruhig sitzt er in seinem Sessel am Fenster und sieht hinaus. Auf Häuser auf der anderen Straßenseite, auf zugenagelte Fenster oder Trümmer.

Nur in den verlassenen Gemüseärten, den inzwischen verwilderten Blumenwiesen und den nun ungepflegten und nicht abgeernteten Obstbäumen wimmelt Leben; Igel und Stare treffen auf verwilderte Haustiere. „Hier im Dorf ist so manches schief gelaufen. Naja, jeder macht Fehler. Manche Fehler lassen sich schwer wieder gutmachen. Den Moorburgern möchte ich jedenfalls mit meinen bescheidenen Kräften helfen – damit sie es uns nicht so schlecht nachtun.“

Es gäbe schon genug, die „schlecht tun“ – und es auch nie besser können würden. Mit solchen „Bütteln der Regierung“ übt der pensionierte Gewerbelehrer allerdings Nachsicht. „Ich selber hab nie viel von der Administration gehalten. Ich bin eigentlich mehr ein philosophischer Typ.“

Neben seiner Arbeit als Lehrer hat Boelke selbst die Schulbank gedrückt. Fünfzehn Semester studierte er Philosophie, von der Antike auf. Da kommt „die Moderne“, zumal „die von der Verwaltung geprägte“, schlecht weg.

Was sei das denn für ein „20. Jahrhundert“? Früher habe man es sehnsüchtig erwartet. Es habe nach „Befreiung“ von Aktenstaub und Unterdrückung geklungen. „Die Frage der Integra-

tion in diesen Staat ist keineswegs gelungen. Eher bemerkt man eine fortschreitende Vernachlässigung der Bürger. Unsere Mächtigenstaatsmänner müssen noch viel lernen.“

Es regt den Alten auf, wenn sich beispielsweise der Harburger SPD-Bürgerschaftsabgeordnete Werner Weinrich „hinstellt“ und „wie staatsmännisch“ sagt: „Die Zumutbarkeitsgrenze bei den Betroffenen ist fast erreicht.“

Das sei doch wohl kein Mitgefühl. Es klinge vielmehr deutlich wie eine „Selbstrechtfertigung“, warum er dennoch eine solche Politik weiterhin beuge. „Was will der Herr uns denn noch alles ‘zumuten’, wenn im Fall der Hafenerweiterung nur ‘fast’ die ‘Grenze des Zumutbaren’ überschritten wäre?“

Johannes Boelke treibt nicht Rechthaberei um.

Er geht einem Streit allerdings auch nicht aus dem Weg, wenn es nach seiner Lebenserfahrung „Not tut“.

Deshalb will er seine Heimat „bis zum Letzten“ juristisch verteidigen. Selbst um seine spätere Grabruhe prozessiert er. Die *Nordelbische Kirche* habe ihm zwar 1978 Rechte an seinem Familiengrab für die nächsten 25 Jahre überlassen. Da war von der Hafenerweiterung noch keine Rede.

Dann aber habe sie „einfach so“ den Altenwerder Kirchhof „dem Staat“ überlassen. Johannes Boelke „denkt gar nicht daran“, sich eines Tages „auf einem Schiffsanleger einbuddeln zu lassen“. Doch er denkt daran, dass es so kommen könnte.

Er besteht deshalb vor der Zeit auf seine Ruhestätte. „Ich war früher selbst im Kirchenvorstand aktiv, wie die Frau Bock heute in Moorburg. Eigentlich bin ich damals nur wegen Äußerlichkeiten ausgetreten. Ein Mann wie Pastor Paulsen macht mir aber Hoffnung. Der sabbelt seinen Oberen nicht nach dem Mund.“

Die Vögel singen draußen als wär’ es ein Orchester. Aus der Ferne fiepsen menschenleere Raffinerieanlagen.

Der Pensionär seufzt leicht. Er schöpft aus einem über die Jahrzehnte gepflegten Idealismus und seinem manchmal von Bekannten als schrullig gedeuteten Individualismus. „Ich bin mein Leben lang ein Stehaufmännchen gewesen. Manchmal bin ich innerlich schon sehr müde. Aber so werden mich jedenfalls Politiker und Beamte nie zu Gesicht bekommen.“

Der Hobbyphilosoph weiß Rat. Und er gibt gern Weisheiten weiter, immer wenn er „nicht vordergründig“ werden möchte.

Dem Karrierebeamten Helmut Raloff, der „seine Lorbeeren mit der Zerstörung Altenwerders verdient“ habe und der „nun als Dank dem Bezirk Harburg als wohldotierter Amtsleiter vorsteht“, hält er ein Pestalozzi-Zitat entgegen, welches „den Juristen treffen“ solle: „In den Abgründen des Unrechts findest du immer die größte Sorgfalt für den Schein des Rechts.“

Das waren nur einige wenige Menschen am äußersten Rand des 20. Jahrhunderts, dort, von wo aus man unerwartet in einen Abgrund einer unversehens flacher werdenden Welt sehen konnte. Man konnte kaum sehen, wie sie sich änderten. Noch weniger, was oder wer sie änderte. Am wenigsten, was sie änderten. Wenn sie denn etwas änderten, indem sie darauf bestanden, dass es so blieb, wie es war. Aber nichts blieb, wie es war. Alles änderte sich rascher, weil die meisten außerhalb wegguckten. Es ist schon wieder lange her. Es war im Jahr 1981. Bis dahin gab sich ganz Hamburg als eine einzige und einzigartige Industriestadt. Ganz Hamburg? Nein! Ein von unbeugsamen Moorburgern bevölkertes Dorf hörte nicht auf, dem Eindringling zu widerstehen, wie spleenige Gallier dem Cäsaren. Rund um das friedliche Dorf: düster qualmende Kokereien, ein überdimensionales Öl- und Kohlekraftwerk, ein hoch subventionierter, stinkender Stahlbetrieb sowie ein rostrot staubender Metallumschlagplatz. „Das Drecksnest kriege ich auch noch!“ sagte General Davoust, ein Heerführer Napoleons. Allerdings schon im Jahre 1814, nach der Völkerschlacht bei Leipzig. Denn das kleine Moorburg hatte seinen Vormarsch auf Hamburg gebremst. Ende Januar 1981 wiederholte ausgerechnet der Hamburger Senat undankbar die unvollendete Drohung. Eine Schlacht wolle man vermeiden. Gesetze sollten genügen. Nach der einsamen Entscheidung schlagzeilte die senatstreue, ehemals SPD-eigene *Hamburger Morgenpost*: „In Moorburg wird für den Hafen geräumt!“

Bereits seit den Zwanzigerjahren sollte das letzte Stück friedlicher Dorfidylle, fünf Kilometer Luftlinie vom Rathaus entfernt, immer wieder mal fortschrittsgläubiger, aber kleinstaatlerischer „Hanse-Tradition“ geopfert werden. Andere Verwendungszwecke gab es reichlich für die angestammten Obstplantagen, Felder und Großgärten.

Nur politischen Realismus gab es sehr wenig: „Beim Anflug auf den Flughafen können wir noch einen Blick auf den Hamburger Hafen werfen. Keine Smog-Schicht beeinträchtigt dabei die Sicht. Obwohl Hamburg noch nie sehr stark unter einer ‘Dunstglocke’ zu leiden hatte (...) ist die Luftverschmutzung trotz der vielen Industriebetriebe nicht stärker als vor dreißig Jahren. Die schon vor den Siebzigerjahren eingeleiteten und forciert durchgeführten Maßnahmen des Umweltschutzes haben sich bezahlt gemacht. Nicht zu übersehen ist die erhebliche Ausdehnung des Hafenindustriengebietes Hamburg-Süderelbe, das sich vom Köhlbrand als Grenze des alten Hafens weit nach Westen erstreckt, im Süden durch die Autobahn Hamburg- Stade-Cuxhaven-Neuwerk begrenzt, die nördlich neuer, großer Wohngebiete liegt. Wir sehen weite, von großen Industriebetrieben genutzte Flächen. Allen gemeinsam ist, dass sie einen Standort am seeschiff-tiefen Wasser gesucht und gefunden haben, der ihnen gleichzeitig die Vorteile der unmittelbaren Nachbarschaft zu einer großen, wirtschaftlichen, kulturellen und gesellschaftlichen Metropole vermittelt.“

So etwas Grauensvolles fantasierte beispielsweise der Präses der *Behörde für Wirtschaft und Verkehr* der Freien und Hansestadt, der ehrenwerte Senator Helmuth Kern. Was anderen Albtraum war, nahm er ernst und wollte es zu Gold machen. Im Jahre 1970 war in dem Sammelband «Hamburg auf dem Weg ins Jahr 2000» nachzulesen, wie er und seine gierigen Genossen sich die schöne neue Welt vorstellten: Überall Arbeitsplätze, an denen nicht sie schufteten mussten, und überall „Seeschifftiefe“, die durch fortwährendes Ausbaggern und „Aufspülen“ der von der eilfertig angesiedelten Industrie vergifteten Elbschlämme gewährleistet wurde – bis zur völligen Verwüstung.

Diese euphorische Zukunftsperspektive der „Megalopolis“ Hamburg, jenes dickleibige, silberglänzend und abwaschbar eingebundene Zukunftswerk landete zu Weihnachten 1979 auf Grabbeltischen einer großen deutschen Kaufhauskette: für eine Mark. Alles Makulatur. Abkaufen wollte ihm das nun kaum noch einer.

Damit waren die Pläne allerdings nicht vom Tisch! Erst an jenem Weihnachten 1979 erfuhren die Bewohner der Elbdörfer, die laut dem unverkäuflichen Buch bald verschwunden sein soll-

ten, dass der Wirtschaftssenator Steinert das Werk seines Vorgängers Kern vollenden wolle. Kern stand nämlich inzwischen, gewiss rein zufällig, ausgerechnet jener Aktiengesellschaft vor, die ein riesiges Containerterminal in dem abgeräumten Elbdorf Altenwerder betreiben will.

Ein „Konzept zur Räumung von Moorburg-Mitte, Moorburg-West und Francop-Ost“ wurde dem Senat „zur Kenntnis gegeben“. Die betroffenen Bewohner erfuhren davon erst aus der Zeitung.

So war es auch ein Jahr später. Die so genannte „Medien-Öffentlichkeit“ diskutierte gerade noch, ob und mit welchen Folgen die eigentlich stadteigenen, aber in „Genossenhand“ verdingerten *Hamburgischen Electricitätswerke* (HEW) sich am Bau des Atomkraftwerkes Brokdorf nahe der Hansestadt hätten beteiligen dürfen – trotz gegenteiliger SPD-Beschlüsse. Mittendrin entschied der SPD-Senat ein neues „Hafenerweiterungsgesetz“, das die napoleonische Schleifung der Elbdorfer einschloss.

Die lokalen Politiker machten lange Gesichter zu dem – im Juristendeutsch – „Generalgesetz“, welches nichts konkret benannte oder begründete, sondern beliebig handhabbare Vollmachten an die Verwaltung erteilte.

Die Harburger Politiker fühlten sich schon vor Verabschiedung in der „Hamburgischen Bürgerschaft“ überrumpelt. Zwar stimmten auch sie – von der Ministerialbürokratie mit exponentiellen, irrwitzigen Wachstumszahlen beschwätzt – der „Hafenerweiterung“ zu. Allerdings erstritten sich die Harburger Sozialdemokraten – mehr eifrig wie Schacherer als engagiert wie Politiker – eine „Rücknahme“ der „Erweiterungsfläche“ um glatte vierzig Prozent. Dies spiegelte eher unfreiwillig die Willkür der Flächenwahl und -größe wider.

Ab da sollten per einfachem Landesgesetz 1.256 Bewohner, 22 gewerbliche und vierzehn landwirtschaftliche Betriebe „umgesiedelt“ und weitere 550 ha für die „Ansiedlung von Umschlag-Betrieben und hafengebundenem Gewerbe“ erschlossen werden. 480 ha Fläche besaß die Stadt bereits.

Das war auch so eine Geschichte: Der Vorstand der „Interessengemeinschaft Moorburg“, der sich jedenfalls laut Vereinsatzung „für die Erhaltung Moorburgs“ gemeinnützig engagiert, hatte den Ausverkauf nämlich bereits eigennützig gemanagt:

Mitglied Walter Stüven kaufte im Namen seines Arbeitgebers *Niederelbische Volksbank*, aber versteckt im Auftrag der Hansestadt, die Grundstücke – gegen eine Vermittlungsgebühr in Höhe von drei Prozent des Verkaufserlöses in Multimillionenhöhe. Er wurde für den gezielten Betrug an den übertölpelten Eigentümern nie belangt.

„Die Fehler von Altenwerder werden wir in Moorburg nicht wieder machen“, kommentierte zum Jahresbeginn 1980 der Hamburger Bürgermeister Hans-Ulrich Klose (SPD). Er stellte sich kaltschnäuzig den erregten Diskussionen im betroffenen Bezirk. Senator Steinert ließ sich sogar in den betroffenen Dörfern sehen. Doch beruhigten die dreisten Auftritte dort nicht. „Finkenwerder wird für die Hafenerweiterung jedenfalls nicht benötigt“, informierte Klose beispielsweise „seine“ Bürger.

Dasselbe hatte drei Jahre zuvor auch für Moorburg „gegolten“ – und wenig davor auch noch für Altenwerder. Und welche „Fehler“ von Altenwerder sollten denn ausgerechnet nach einem weiteren Generalgesetz und einem selbstherrlichen Senatsbeschluss aus der Welt sein? In Altenwerder war der „Sonderbeauftragte des Senats“, der Beamte Helmut Raloff, zuständig für das, was im Nachhinein bloß unausgesprochene „Fehler“ gewesen sein sollen: Er schüchterte die Menschen erfolgreich ein, bis sie verkauften. Er wurde nach Abschluss der finster gedungenen „Ankäufe“ von seiner Partei dankbar für solche „Fehler“ zum Bezirksamtsleiter für Harburg befördert, jenem Amtsbereich, der den Moorburgplänen auch noch zustimmen sollte.

Erst der Altenwerder Obstbauer Schwartau brachte die „Hafenerweiterung“ zum Stillstand: Er hatte nicht verkaufen mögen – da sollte er einfach enteignet werden. Er klagte gegen solche „vorzeitige Besitzeinweisung“ durch die Hansestadt.

Das *Hamburgische Verwaltungsgericht* widersprach dem städtischen Enteignungsversuch und gab der *Anwaltskanzlei Benoit & Benoit* Recht, die schlicht ein „rechtsförmiges Bauplanverfahren“ verlangt hatte. Das gab es bis dahin nicht. Wozu auch, in einem Rechtsstaat? So arbeiteten die selbstherrlichen Behörden dann seit 1981 plötzlich ungewohnt schwitzend, während die 56 verbliebenen Dorfbewohner in Altenwerder mit ihren 1.256 Leidensgenossen im Nachbardorf Moorburg noch zitterten.

Anfang 1983 reichte die Moorburger Bürgerinitiative sogar Klage beim *Bundesverfassungsgericht* in Karlsruhe ein. Mit Erfolg: Das Gericht folgte deren Begründung im Urteil! Eine staatliche „Landbevorratungspolitik“, wie sie die Hansestadt mit der „Hafenerweiterung“ ganz „generell“, also ohne „konkrete Aussagen über die tatsächliche Inanspruchnahme“ durchführe, verletze „fundamentale Bürgerrechte“. In einem zukünftigen Enteignungsverfahren könne daher beispielsweise „keine konkrete Güterabwägung vorgenommen“ werden. Auch das im *Bundesbaugesetz* verankerte „Recht der Mitsprache“ verliere seinen Sinn. Denn wer bereits „umgesiedelt“ sei, wäre dann kein „rechtlich Betroffener“ mehr, weil er schon woanders wohne. Er könne dann einem Bauplan am alten Wohnort nicht widersprechen. Zuvor, als er rechtlich noch hätte widersprechen können, gab es aber noch keinen Bauplan, sondern lediglich die Drohung eines Beamten, dass der Eigentümer sich sowieso nicht dagegen werde wehren können ... Während im Bezirksamt Harburg deshalb in einem mühseligen Verwaltungsverfahren alle „Teilbebauungspläne“ für Altenwerder bis Ende 1983 wieder aufgehoben sein sollen, durfte sich die *Harburger Bezirksversammlung* zunächst mit Plänen befassen, die scheinbar gar nichts mit jener nicht formgerechten „Hafenerweiterung“ zu tun haben: Ein riesiges „Spülfeld“ soll in Moorburg für zweihundert Jahre „errichtet“ werden.

Auch diese Idee war keineswegs neu. Schon gar nicht war sie gut oder wurde durch Ablagerung besser. Die Hamburger Umweltinitiative *Projektgruppe 78*, ein überparteilicher Zusammenschluss, warnte jahrelang vor dieser „Planung“: Denn bereits der räumlich bescheidenere „Hafenentwicklungsplan“ von 1976 gab für die Hafenbecken 260 ha Fläche an. Bei einer erwünschten „Seeschiffstiefe“ von 13,5 m würde also ein Aushub von 35 Millionen Kubikmetern Schlick „erforderlich“, dessen „anschließende Unterbringung als Aufhöhungs- und Gründungsmaterial ausgeschlossen“ sei. Bei einer „Aufspülung“ könnten nämlich wegen des hohen Schlickanteils jährlich nur ein bis zwei Meter je Feld aufgespült werden. Bei geplanten „Aufhöhungen“ bis zu fünf Metern müsste „ohne die erforderliche Austrocknungs- und Setzungszeit“ sieben bis acht Jahre lang „aufgespült“ werden.

So weit, so stinkig. Doch die „Projektgruppe 78“ hatte noch ganz anderes als das Geplante rechnerisch überprüft.

Durch die „Unterhaltsbaggerungen“ im noch nicht erweiterten Hafen fielen in Hamburg bereits jährlich „über 2 Millionen Kubikmeter Mischboden“ an, für die zu den bisherigen „Spülfeldern“ weitere zwei Felder mit einer Fläche von 100-150 ha „notwendig“ wären; für „eventuelle Reparaturen am Spülggerät“ müsste noch einmal eine „entsprechende Fläche bereitstehen“. Bei einer „Aufhöhung“ auf fünf Meter entstünde so binnen zehn Jahren ein „Flächenbedarf“ von mindestens fünfhundert Hektar.

Damit nicht genug. Neben einer „routinemäßigen Vertiefung der Elbe“ entsprechend der jeweils modischen „Seeschifftiefen“ war seit langem eine „Verbreiterung der Fahrwassersohle von 200-300 m“ im oberen Elbbereich und eine „Beibehaltung der Fahrwassersohle“ im unteren Bereich von den Behörden „geplant“. Zusätzlich wurde eine „Verbreiterung der Kurven“ für erforderlich gehalten. Durch diese „Maßnahmen“ würden über die Jahre ca. fünfzig Millionen Kubikmeter „Fein- und Mittelsande“ anfallen. Der Anteil der „ständigen Unterhaltsbaggerungen“ müsste sich verfünffachen und auf jährlich 10 Millionen Kubikmeter erhöhen. Es dürfte aber nur ein Drittel der anfallenden Sandmassen auf See „verklappt“, also trotz allen Giftes in die „Deutsche Bucht“ gekippt werden.

Die sozialdemokratischen Regierungen und ihre mit Genossen über Jahrzehnte durchsetzte Verwaltung beerdigten die Hansestadt so allmählich unter Giftschlamm. Die Grabinschriften lauten dann behördlicherseits „aufgespült“, „ausgehoben“, „ausgebaggert“, „Standortvorsorge“ und dergleichen mehr.

Die bewusste Umweltzerstörung vor Augen, offenbarte der Senat, wie er ansonsten die Welt bewahren mochte: „Mit Moorburg wird einer der letzten Reste der ursprünglichen Elbmarschbesiedlung der Hafenerweiterung weichen.“ Deshalb sollte über Moorburg eine Dokumentation erstellt werden, die „bodengeschichtliche, urgeschichtliche, kunstgeschichtliche, volkskundliche, baugeschichtliche und allgemeine geschichtliche Daten festhalten“ soll. Siebenhunderttausend DM soll diese Erinnerung die Steuerzahler kosten.

Die Gegenwart hingegen verschlingt allein für die Abräumung Altenwerders von der Landkarte weit über 135 Millionen Mark. Die Hamburger *Kulturbehörde* hatte noch andere Sorgen, „denkmalpflegerische“: Acht Fachwerkhäuser, zwei Fachwerkscheunen und die über achthundert Jahre alte *Maria-Magdalena-Kirche* sollen für knapp fünf Millionen Mark „möglichst an einen gemeinsamen Standort transloziert“ werden. Vorgesehen haben die Beamten die Stationierung der schönen Bauten an einer Durchgangsstraße der nahe gelegenen Betonschlafstadt Neuwiedenthal.

Da kann dann bald manch einer sagen: Denk mal – und neulich lebten da noch Menschen in diesen fremden Bauten, an einem anderen „Standort“, den sie ungeniert, ja schwärmend „Dorf“ nannten.

Als am Morgen nach der Senatsentscheidung die Boulevardblätter voll von euphorischen Räumungsankündigungen waren, wurde Frieda Ernst zu Grabe getragen. Siebenundsiebzig Jahre alt war sie geworden, in Moorburg geboren, dort verheiratet und dort gestorben.

Ihre Verwandten bereiteten sich – noch voller persönlicher Familientrauer – sogleich auf den anonymen Tod ihrer Dorfgemeinschaft vor.

Nach dem Leichenschmaus kam gleich der Kater.

Ob er in der Nähe des Hafens neue Arbeit finden werde, fragte sich Sohn August Ernst, der Fuhrunternehmer im Dorf. An Arbeitsplätze ist im „schnellsten Containerhafen der Welt“, von dem seeschiffstiefe Politiker gern fantasierten, nämlich auch gedacht. Aber die sollen erst später und dann zu Abertausenden kommen. Woher auch immer.

An August Ernst denkt vorerst nur die *Finanzbehörde* – wegen der hohen Abfindung für dessen verlorene Heimat: Da sind noch gut „Vermögenssteuern“ abzuzwacken.

Anmerkungen

Teile dieser Portraits erschienen als „Der Tod einer Dorfgemeinschaft“ in der *Szene Hamburg* vom März 1981 (Seiten 18-23), weitere in anderen Publikationen.

Thea Bock wurde später Bürgerschaftsabgeordnete der *Grün-Alternativen Liste* (GAL). Im Untersuchungsausschuss zum „Giftberg“ in Georgswerder trieb sie 1981 die Ermittlungen als Einzige nennenswert voran. Nach einiger Zeit wechselte sie deshalb als „Expertin“ zur *Grünen*-Fraktion nach Bonn. Später konvertierte sie zur SPD und bekam einen Posten in der Hamburger *Kulturbehörde*. Manche Moorburger schimpfen über die „Verräterin“. Sie heiratete noch in Moorburg, unter anderem mit der *tagesthemen*-Moderatorin und später zur Talkshow-Größe aufgerüschten Sabine Christiansen und deren damaligem Mann und Produzenten Theo Baltz als Gästen. Dann zog sie nach Hamburg.

Johannes Boelke starb bald. Sein Sohn Werner verkaufte nach langen Jahren der Zermürbung, die er mit einer Handvoll letzter Altenwerderaner durchlitt, das Haus und das Land.

Die Containerterminals wurden auf Schutt gebaut. Es arbeiten seit 2002 kaum Menschen in jener Industrierüste aus maschinengesteuerten Löschvorrichtungen und offen liegendem Dreck und Giften. Der Güterverkehr aus diesem Areal lässt die Menschen entlang der Bahnstrecke durch Harburg und den Fernstraßen nach Cuxhaven und Hamburg nun nachts nicht mehr schlafen. Stäube färben das umliegende Land. Es stinkt, surrt und kracht.

Im März 2005 deutete der CDU-Wirtschaftssenator Gunnar Uldall an, Moorburg werde für eine Hafenerweiterung womöglich doch wieder „benötigt“. Die Containerumschlagzahlen sprächen dafür. Metallkisten lassen solch politische Argumente leicht hohl klingen. In Koalitionen mal mit der SPD, mal mit der CDU nickten die ehemaligen Umweltschützer der „Grün-Alternativen Liste“ (GAL) fast alles ab, wogegen sie sich einst profiliert hatten, unter anderem die fortgesetzte Elbvertiefung und Giftschlammaufspülung sowie den Bau des größten Kohlekraftwerks Deutschlands in Moorburg, einer bis dahin unbekanntenen Bergbauregion – die Güterzugströme dorthin und die Aschebeseitigung sowie die Belastung der Luft störte sie nicht. Die ehemalige Lehrerin und Zweite Bürgermeisterin Krista Sager bekam über die Landesliste der „Grünen“ ein Bundestagsmandat; die ehemalige Lehrerin und Zweite Bürgermeisterin Christa Goetsch ist noch in Hamburg, gut versorgt.

Hans-Ulrich Klose zählt inzwischen zu den bestbezahlten Politikern in Berlin. Er gehört nicht mehr zu den „Linken“ in der SPD, die im Land etwas „verändern“ wollten, sondern zu den „Falken“, die ab und an „deutsche Interessen“ sogar im Ausland bedroht sehen und deshalb auch kriegerische Aktionen befürworten.



Nachdem Klose als Hamburger Bürgermeister wegen seines Genörgels zum Bau des Atomkraftwerks Brokdorf abgehalftert worden war, schusterte ihm seine Partei den früheren Wahlkreis Herbert Wehners zu, und zwar ausgerechnet Harburg. Er legte sich dazu einen jedenfalls formal tauglichen Wohnsitz im verfallenden Harburg-Wilhelmsburg zu, wo später auch Klaus von Dohnanyi parteilich angesiedelt werden musste, um ihn als Bürgermeister sicher ins Amt hieven zu können. Wen interessiert schon Glaubwürdigkeit? Wen kümmert Wilhelmsburg wirklich? Verächtlicher und selbstherrlicher konnte eine Partei nicht mit ihrer Klientel und „ihrer“ Stadt umgehen ... Der Stadtteil Harburg verkam, die privaten Einkünfte der Parteifunktionäre in Politik, Verwaltung und stadteigenen Unternehmen mehrten sich maßlos. Die Lokalpolitiker versorgten sich ebenfalls mit Pöstchen und Pensionen, Michael Ulrich folgte beispielsweise Helmut Raloff als wohlbestallter Bezirksamtsleiter schamlos nach. Der *Evangelische Kirchentag* wurde in der Presse beachtet, nicht weil er sich dank Pastor Paulsen auch mit dem Wert der „Heimat“ befasste, sondern weil ein Student dort einen Beutel mit Blut gegen den Dienstwagen des Bundesverteidigungsministers Hans Apel (SPD) schleuderte, der die Heimat irgendwo in der Welt oder an der Grenze zur DDR verteidigen sollte. Im Juli 2004 titelte das „Evangelische Magazin *Chrismon*“, vom eigenen Schein heilig: „Vom leisen Verlust der Eigenart – Das Dorf, ein jahrtausendealtes Modell des Zusammenlebens, verschwindet von der kulturellen Landkarte Europas“.

Dorfgemeinschaft

600 Jahre existiert die Gemeinde Moorburg in Hamburgs Süden. Was Napoleon General Davoust 1814 nicht gelang, will der Senat in nächster Zukunft nachholen. Das Dorf soll dem Ertrinken gleichgemacht werden, um neue Hafenbecken zu bauen. 1256 Besatzungsbefehle sollen umgesetzt werden. Folge einer diffusen Wachstumsideologie, die ökologische und soziale Aspekte überhaupt nicht mehr zu berücksichtigen scheint. Fünf der von der arroganten Planung betroffenen Moorburger, reflektieren hier ihr Schicksal. Ein Bericht von Rainer B. Jugsches mit Fotos von Sebastian Kusenberg.



Zur selben Zeit sprachen sich nordelbische Kirchenobere für die Zerstörung von Neuenfelde durch die Verlängerung einer Betonpiste für *Airbus-Industries* mitten durch Obstplantagen aus. Dieses Dorf bei Finkenwerder wird seit der Nazizeit von der Flugzeugindustrie nach und nach zerstört. Dort, wo einst die Erweiterung mit einem U-Boot-Stützpunkt geplant war, wird nun für Groß- und Militärmaschinen das ökologisch wertvolle „Mühlenberger Loch“ zugeschüttet.

Der erwähnte Fotograf Sebastian Kusenberg stellt national und international aus, unter anderem eine Serie „Das kurze Schweben“.

Die Idee der „Seelenpolaroids“ wurde Ende 1990 als Szenenfolge mit Christoph Eichhorn im Rahmen des „Heimatabends“ (NDR) inszeniert und erprobt. Dabei sollten einige Gefühle „nach Öffnung der Mauer“ festgehalten werden.